




MOHAMED AMJAHID UNTER WEISSEN

Was es heißt,
privilegiert
zu sein

 HANSER BERLIN

begangen. Kurz nach Silvester war bekannt geworden, dass es in Köln zu zahlreichen sexuellen Übergriffen gekommen war. Der Aufschrei in Deutschland war groß, und so begann ich zusammen mit neun weiteren Reportern für das *ZEITmagazin* zu recherchieren, was in der Nacht zum 1. Januar 2016 rund um den Kölner Hauptbahnhof genau geschehen war. Im Rahmen unserer Nachforschungen kümmerte ich mich um das Milieu der mutmaßlichen Täter: eine spezifische Gruppe junger Marokkaner und Algerier mit krimineller Vorgeschichte, Suchtproblemen, teils überholten Vorstellungen von Männlichkeit und ohne gültigen Aufenthaltsgrund in Deutschland. Youssef, den ich in diesem Zusammenhang mehrere Monate lang intensiv begleitete, hatte ich über einen engagierten Kölner Pflichtverteidiger kennengelernt, der es begrüßte, dass wir die Geschichte seines Mandanten journalistisch aufarbeiten wollten.

Im Unterschied zu anderen Tätern, mit denen ich gesprochen habe, ist bei Youssef inzwischen juristisch bewiesen, dass er in der Kölner Silvesternacht keine Frauen belästigt hat. Schon als ich ihn zwischendurch im Gefängnis besucht hatte, stellte er schlüssig dar, was in jener Nacht aus seiner Perspektive passiert war: Er hatte versucht, die Pfandflasche zu klauen, und war danach vor den Polizisten, die er in ihrer Zivilkleidung nicht als Beamte erkannt hatte, weggerannt. Beide Vorwürfe gab er später vor Gericht reumütig zu. Die Beweise und Zeugenaussagen unterstützten Youssefs Geständnis.

Nach dreieinhalb Monaten Untersuchungshaft wurde Youssef schließlich im April 2016 wegen versuchten Diebstahls einer Pfandflasche und wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. In seinem Schlusswort im trostlosen Saal Nummer 18 des Kölner Amtsgerichts wandte sich der Richter minutenlang direkt an den Angeklagten. Er sprach über »Menschen wie Sie« und benutzte auffallend viele Sätze mit dem Personalpronomen »wir«: »Wir tolerieren Menschen wie Sie nicht« oder »Menschen wie Sie werden bei uns nie auf einen grünen Zweig kommen«. Ich sitze nicht oft in deutschen Gerichtssälen, doch bei dieser Verhandlung war für jeden erkennbar, dass Youssef für den zur Neutralität verpflichteten Richter nicht als Individuum, sondern stellvertretend für eine ganze ethnische Gruppe auf der Anklagebank saß. Offenkundig schlug sich die aufgrund der Kölner Ereignisse aufgeheizte Stimmung in Deutschland und mit ihr ein vollkommen eindimensionales Täterbild in der Perspektive des Richters und in seinem harten Urteil nieder.

Als der Richter von »Nordafrikanern« sprach, pauschal über »die anderen« herzog, über »unsere Zivilisation« referierte, hielt ich kurz den Atem an. Aber nicht nur weil ich empört war, sondern weil mir in dem Moment etwas über mich selbst klarwurde: Der vorurteilsgeladene Diskurs in Deutschland war so mächtig, dass sich einige von seinen stereotypen Bildern für kurze Zeit sogar in meinem Kopf festgesetzt hatten. Da waren auf der einen Seite die gewalttätigen Marokkaner, Algerier und Tunesier, die ich fieberhaft in Nordrhein-Westfalen, Belgien und Frankreich gesucht habe, und auf der anderen Seite die biodeutsche Gesellschaft, die plötzlich über Gewalt gegen Frauen schockiert war, so als würde es ohne Nordafrikaner keine sexualisierte Gewalt in Deutschland geben. Eigentlich war ich nach unzähligen Interviews und Begegnungen der Meinung gewesen, ein immer klareres Bild der Täter und der Opfer zu erkennen. Nun, im Gerichtssaal, schien das alles aber irgendwie nicht mehr ganz zu stimmen. Die Welt ist eben nicht »schwarz und weiß« und lässt sich auch nicht immer eindeutig in Täter und Opfer einteilen, erst recht nicht gemäß der Hautfarbe.

Nach Prozessende holte ich Youssef am Hintereingang des Gerichts ab und ging mit ihm zum nächsten U-Bahnhof. Auf dem Weg fragte ich ihn, wie er den Prozess erlebt habe. Youssef zuckte mit den Schultern und fragte zurück, ob ich eine Zigarette für ihn hätte. Wir machten also kurz in einem Tabakladen halt, wo er mir erklärte, dass die Gerichtsverhandlung für ihn wie ein modernes Theaterstück gewesen sei: surreal, unverständlich, diffus. Trotz des Übersetzers, der ihm die ganze Zeit ins Ohr geflüstert habe, habe er nicht verstanden, warum der Richter ständig von Nordafrikanern im Plural sprach. Wie sich nun herausstellte, hatte im Gefängnis zwar ein anderer Insasse Youssef von den sexuellen Übergriffen erzählt, ihm war aber schlichtweg nicht klar gewesen, welche Diskussion dadurch in Deutschland ausgelöst worden war und dass er mit allen anderen in eine Schublade gesteckt wurde.

Das Kölner Aprilwetter spielte verrückt. Wind, Sonne und Regen wechselten sich im Minutentakt ab, und nachdem Youssef vor dem Eingang zum U-Bahnhof Neumarkt rasch fertiggeraucht hatte (»In Deutschland meinen sie es ernst mit dem Rauchverbot. Ich will nicht noch mal drei Monate ins Gefängnis wandern.«), stiegen wir in den Untergrund hinab und warteten auf den nächsten Zug. Nach und nach strömten immer mehr Fahrgäste auf den Bahnsteig. Auf einmal tauchten vier Securitymänner der Kölner Verkehrsbetriebe auf und

postierten sich im Gedränge unmittelbar neben uns. Nachdem sie uns kurz gemustert hatten, meinte der Oberwachmann zu seinen Kollegen: »Ich wette, die fahren zum Hauptbahnhof: klauen oder grapschen.« Offensichtlich ging er davon aus, dass wir kein Deutsch verstanden. Für Youssef, der erst seit wenigen Monaten in Deutschland lebte, traf das zwar zu, doch sogar er merkte sofort, dass von uns die Rede war, denn er bat mich, für ihn zu übersetzen. »Die kommen jetzt alle hierher, um unsere Frauen zu vergewaltigen«, fuhr der Mann im Kölner Dialekt fort. »Maroks halt«, antwortete einer seiner Kollegen. Die Gruppe bestand augenscheinlich aus drei Biodeutschen und einem Deutschtürken, der mir besonders auffiel, weil er seinen Kollegen hektisch und etwas übertrieben zunickte.

Viele der umstehenden Fahrgäste bekamen die Konversation der Wachmänner über die grapschenden Nordafrikaner mit – doch niemand sagte etwas.

Irgendwann hatte ich genug davon, vor aller Augen und Ohren gedemütigt zu werden, und sprach die Wachmänner an. »Was soll Ihr rassistisches Gerede eigentlich?«, fragte ich. Sichtlich überrascht, fingen sie gleich an, sich zu rechtfertigen. »Es steht doch überall in den Medien, dass Nordafrikaner grapschen und klauen«, sagte ihr Anführer. »Leute erzählen so Geschichten«, fuhr er fort, und als würde er das ultimative Argument bringen, meinte er schließlich: »Wir beobachten das jeden Tag.« Seine zwei biodeutschen Kollegen meldeten sich nicht zu Wort, sondern ballten nur die Fäuste, wie um mir zu zeigen, dass sie zu allem bereit waren.

Ich warf dem türkischstämmigen Wachmann einen flehentlichen Blick zu und hoffte auf irgendein Zeichen von Reue oder Einsicht. Erstaunlicherweise distanzierte er sich dann tatsächlich von den Äußerungen der anderen – »Ich weiß nicht, was mich geritten hat« – und brachte seine Kollegen sogar dazu, auf eine weitere Eskalation zu verzichten. Gut möglich, dass er im Nachhinein noch Ärger dafür bekam. So unvermittelt, wie sie aufgetaucht waren, zogen die vier Männer plötzlich wieder ab. Während die Fahrgäste versuchten, sich in eine gerade eingefahrene Bahn zu drängeln, verschwanden sie Richtung Treppe und Ausgang. Man hätte fast meinen können, sie flüchteten.

Ausschließlich aufgrund unserer äußeren Erscheinung – als unverkennbar aus Nordafrika stammende Männer – hatten die Wachmänner Rückschlüsse auf unsere Persönlichkeit, unser Verhalten

und unsere Intentionen gezogen. Aus dem, was sie sagten, und aus ihrem Tonfall sprach dann das, was ich »behauptete Realität« nenne. Sie entsteht, wenn Vorurteile lediglich auf Grundlage von Ressentiments formuliert und dann so oft wiederholt werden, dass eine kritische Masse an Menschen sie für bare Münze nimmt.

Zwar galten »Nafri«, wie Nordafrikaner im Polizeijargon schon lange genannt werden, in Deutschland noch nie wirklich als willkommene Mitbürger, nun aber wurden die Geschehnisse der Silvesternacht auf *alle* »Nafri«-Körper projiziert. Die behauptete Realität hieß nun: Nordafrikanisch aussehende Männer klauen, grapschen und vergewaltigen qua Kultur, qua Herkunft oder qua DNA *unsere* deutschen Frauen. Die Skizzierung des Nordafrikaners als idealtypischen, für die Allgemeinheit und die »deutschen Werte« gefährlichen Migrant zeigt anschaulich, wie ein Vorurteil auf eine ganze Bevölkerungsgruppe angewendet wird. Und ebendiese gesellschaftliche Verurteilung hatte auch ich nun zusammen mit Youssef im U-Bahnhof Neumarkt und anderswo am eigenen Leib zu spüren bekommen.

Als der Richter abwertend über die »Nafri« sprach, bediente er außerdem eine behauptete Realität in Bezug auf deutsche Männer. Demnach sind diese frei von Sexismus und wenden auch keine Gewalt gegen Frauen an. Obwohl es mit dem konkreten Fall von Youssef nichts zu tun hatte, erklärte der Richter beispielsweise, wie zivilisiert »wir« in Deutschland mit Frauen umgehen, und grenzte so automatisch alle nichtweißen Männer aus. Auf eine Formel gebracht, lautete seine Argumentation schlicht:

$$\text{Nordafrikaner} = \text{Grapscher} \leftrightarrow \begin{array}{l} \text{Weiße} \\ \text{Männer} \end{array} = \begin{array}{l} \text{zivilisierte} \\ \text{Männer} \end{array}$$

Nur dass die zweite Hälfte dieser simplifizierten Formel nicht explizit ausgesprochen wurde. Der stets gewalttätige »Nafri« existiert ausschließlich in Abgrenzung zum stets zivilisierten Deutschen. Diese binäre Konstruktion des »Wir« und des »Anderen«, des Normalen und der Ausnahme bekam auch ich zu spüren. Denn auch ich wurde nach der Silvesternacht plötzlich viel stärker als Nordafrikaner wahrgenommen, und man stülpte mir Adjektive wie »kriminell«, »gewalttätig« oder »frauenfeindlich« über – bloß weil ich so aussehe, wie ich aussehe. Mein Erlebnis mit Youssef am U-Bahnhof war in dieser

Hinsicht eindeutig.

Nach unserer umfassenden Köln-Recherche im *ZEITmagazin* erhielt ich viele Leserbriefe und Facebook-Kommentare und führte unzählige Gespräche im Anschluss an Podiumsdiskussionen. Auf diesen Podien selbst musste ich immer wieder über die Frage streiten, ob Frauenfeindlichkeit nun eine ethnische oder eine kulturelle Angelegenheit sei und ob »Marokkaner halt alle so gewalttätig erzogen« seien. Sosehr ich mich jedes Mal darum bemühte, die Fakten unserer Recherche zu präsentieren und zu erklären, was in der Kölner Silvesternacht konkret zum Gewaltexzess geführt hatte, führte die Dynamik der Diskussionen, immer ausgelöst von einer weißen Mehrheit auf dem Podium und im Publikum, stattdessen stets zu einer Grundsatzdebatte über den Islam und zu der behaupteten Realität, die arabische Kultur sei insgesamt frauen- und überhaupt menschenfeindlich. Dass in Marokko nicht nur Araber leben, sei hier nur nebenbei erwähnt. Ein Mann sagte, dass »alle Muslime Frauen vergewaltigen«. Ein Kollege fragte mich, warum ich nicht bei der türkischen Gemeinde recherchiert hätte, da gäbe es doch »bestimmt spannende Schnittpunkte zur Kölner Silvesternacht«. Und eine Kölnerin meinte: »Farbige Menschen, Frauen wie Männer, haben Hormonprobleme, die haben ihre Libido nicht im Griff.«

Wenn eine Mehrheit eine Minderheit mit bestimmten Attributen belegt, sprechen postkoloniale AnthropologInnen von *Andersmachung* oder *Othering*. Ich habe während meines Studiums viele wissenschaftliche Texte dazu gelesen, in denen ich immer wieder meine eigene Familiengeschichte entdeckt habe. Denn ich kenne mich gut mit der Andersmachung aus, ich bin als »anders« aufgewachsen.

Meine Mutter hat mir über die gesellschaftliche Verurteilung von Nordafrikanern eine Menge Geschichten erzählt, und oft beginnen diese Geschichten mit ihrer Begegnung mit einem Neonazi in der S-Bahn in Frankfurt. Der Kamerad hatte sie auf den Kopf geschlagen. Einfach so. Als sie auf der Polizeistation Anzeige erstatten wollte, speiste man sie dort mit der Erklärung »Gewalt gegen Ausländer passiert halt ab und zu« ab und unternahm nichts. Meine Mutter sah besonders gern die Sendung *Aktenzeichen XY* und war deshalb wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Polizei nicht nur im Fernsehen, sondern auch im echten Leben Menschen half, denen Gewalt angetan worden war. Entsprechend irritiert stellte sie nun fest, dass rechte Gewalt gegen Menschen wie sie in Deutschland bei der